

Jakob Ejersbo · Liberty



Jakob Ejersbo

# Liberty

*Roman*

*Aus dem Dänischen  
von Ulrich Sonnenberg*

**btb**

Die dänische Originalausgabe erschien 2009  
unter dem Titel »Liberty« bei Gyldendal, Kopenhagen



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier *Munken Premium*  
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2009 by Jakob Ejersbo und Gyldendal

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011 by btb Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-75286-7

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

Für  
Garvey Dread  
&  
die Fremden

I'll let you be in my dream if I can be in yours.

BOB DYLAN: »Talkin' World War III Blues«



**1980**





## Christian

Tropische Hitze schlägt mir entgegen, als ich aus dem Flugzeug steige – in der Ferne erkenne ich die weiße Schneekrone des Kilimandscharo in der Dämmerung. Vor dem flachen Flughafengebäude lungert eine Gruppe Schwarzer an ein paar schäbigen Gepäckwagen herum und raucht Zigaretten.

»Willkommen in Afrika«, sagt Vater und legt mir eine Hand auf die Schulter, als ich die Treppe hinuntergehe. Die Triebwerke des Flugzeugs sind abgeschaltet. Das einzige Geräusch kommt von den Zikaden. Der Flughafen hat lediglich eine Landebahn, außer unserer Maschine gibt es keine weiteren Flugzeuge.

Ich schaue auf die schwarzen Männer. Eine dicke schwarze Frau redet wütend in Swahili auf sie ein. Sie grinsen und ziehen langsam die rasselnden Gepäckwagen zum Bug der Maschine. Dann werden ihre Gesichter ausdruckslos.

Heute früh war der zweite Weihnachtstag und ich ein dänischer Junge, der mit seiner Mutter am Rand von Køge wohnte. Nun soll ich in Tansania leben und auf die Internationale Schule gehen. Die Familie soll bald wieder vereint sein. Vaters Zeit als Abgesandter der Reederei Mærsk in Fernost ist vorbei. Im Oktober wurde meine kleine Schwester geboren, Mutter kommt mit ihr in ein paar Monaten nach. Alles hat sich grundlegend geändert.

»Es dauert eine Weile, bis das Gepäck kommt«, sagt Vater. Wir gehen an schulterhohen Pflanzen mit gezackten, ledrigen Blättern vorbei. In dem Betongebäude ist es dunkel.

»Wieso gibt es hier kein Licht?«

»Wahrscheinlich ist der Strom ausgefallen«, antwortet Vater. »Sie werden vermutlich gleich den Generator anwerfen.« Ich halte mich neben ihm, während andere Weiße, vereinzelte Schwarze und einige

Inder in die dunkle Ankunftshalle kommen. Wir sind in Amsterdam umgestiegen und in Rom und Oman zwischengelandet. Irgendwo im Flughafengebäude rumpelt ein Motor, und kurz darauf beginnen ein paar Glühbirnen an der Decke schwach zu glimmen.

»Niels, Niels«, ruft eine Frauenstimme auf Schwedisch. Vater dreht sich um.

»Hej«, ruft er und winkt. »Das ist Katriina«, sagt er zu mir und geht auf die Trennwand aus Glas zu. Er hat mir erzählt, dass ihn eine schwedische Familie zum Flughafen gebracht hat und wir von ihnen in Vaters Wagen abgeholt werden. Ich schaue mir die reglos dastehenden Polizisten mit ihren Maschinenpistolen an, die an einem Gurt schräg vor ihrer Brust hängen. Ich folge Vater.

»Ah, das ist also Christian«, sagt die Frau und nickt lächelnd. »Hej, ich heiße Katriina.« Sie trägt ein dünnes Sommerkleid und Sandalen.

»Hej«, erwidere ich und versuche zu lächeln. Vater erzählt ihr irgendetwas über die Reise; es ist eigenartig, dass er hier mit einer fremden Frau redet und Mutter in Dänemark ist.

»Und wie war es, deine kleine Tochter zu sehen?«, erkundigt sich Katriina.

»Sehr schön. Und meine Frau freut sich, hierherzukommen.« Ich höre ein Geräusch und drehe mich um. Das Gepäckband steht still, die Koffer fliegen durch ein Loch in der Mauer. Ein dünner Schwarzer in einer schmutzigen hellblauen Uniform klettert durch das Loch und wirft die Koffer anschließend auf den Boden.

Wir suchen unser Gepäck und gehen zur Passkontrolle. Der Beamte starrt lange auf die Fotografie und lange auf mich. Ich versuche, ihn anzulächeln. Plötzlich greift er nach einem Stempel, knallt ihn auf ein Stempelkissen und in den Pass – drei verschiedene Stempel; schließlich nimmt er einen Kugelschreiber und schreibt noch einiges auf die Seite. Er gibt mir den Pass zurück.

»Welcome to Tanzania«, sagt er in einem merkwürdigen Englisch und lächelt breit. An der Zollkontrolle steht ein unablässig schwitzender dicker Mann. Er gibt mir mit einem Zeichen zu verstehen, dass ich meine Tasche öffnen soll. Mit seinen fleischigen Händen wühlt er darin herum, nimmt meinen Fußball heraus, sagt eine Menge Unver-

ständliches und lächelt, während er den Ball auf den Boden springen lässt und wieder auffängt.

»Er meint, das sei ein guter Ball«, sagt Vater.

»Ist er ja auch«, sage ich und lächele den Mann an. Nervös. Ich weiß nicht, was sein Lächeln zu bedeuten hat. Gibt es ein Problem? Er legt den Ball zurück, malt mit einem Stück Kreide ein Kreuz auf die Tasche und schiebt sie mir mit einem Nicken zu.

»Football, very good«, sagt er. Vater ist vorausgegangen. Die schwedische Frau umarmt ihn. Mir reicht sie glücklicherweise die Hand. Sie hat große Brüste.

»Wie alt bist du?«, fragt sie mich auf Schwedisch.

»Dreizehn«, antworte ich.

»Meine Tochter ist acht. Außerdem wohnt mein Neffe bei uns, er ist fünfzehn. Solja und Mika.« Sie nimmt mir die Tasche ab. »Wir werden jetzt zu uns nach Hause fahren und etwas essen, wir veranstalten ein kleines Willkommensfest für euch. Wir haben ein neues Haus.«

»Ohne Ratten?«, erkundigt sich Vater.

»Ja«, sagt Katriina. »Und wir haben ein Kindermädchen, das Marcus heißt.«

»Einen Mann?«, fragt Vater.

»Einen Jungen«, erwidert Katriina. »Er ist Waise und war bei ein paar Deutschen, die zurückgegangen sind. Solja und Mika haben ihn gefunden. Er hat beim Pastor in Moshi gewohnt, der ihn zur Feldarbeit missbrauchte.«

Wir gehen zum Auto, einem weißen Peugeot 504 mit dem Lenkrad auf der falschen Seite. Absolute samtweiche Dunkelheit. Wir passieren einen Wachtposten mit Schlagbaum, verlassen das Flughafengelände und fahren durch die Nacht. Die Straße ist gerade, die Landschaft eben. Keine Straßenbeleuchtung, keine Gebäude. Die Lichtkegel der Frontscheinwerfer fegen über graugrünes Gebüsch am Straßenrand.

Vor drei Monaten begann Vater als Chef der Buchhaltung einer Zuckerplantage, die TPC heißt – Tanzania Planting Corporation. Sie gehörte der Reederei Mærsk, wurde aber von der tansanischen Regierung verstaatlicht. Doch für die nächsten Jahre hat Mærsk noch einen Vertrag und soll den Eingeborenen beibringen, die Plantage zu betrei-

ben. Sie liegt ein Stück südlich der Stadt Moshi, in der auch die Schule ist. Vater dreht sich auf dem Vordersitz um.

»Bist du okay, Christian?«

»Wann fahren wir zu unserem Haus?«, möchte ich wissen.

»Später«, sagt Vater. »Es ist erst sieben.« Er hat mir erzählt, dass die Dunkelheit am Äquator früh und sehr plötzlich kommt. Mein Kopf fühlt sich leicht an. Ich könnte töten für eine Zigarette.

»Okay«, sage ich und schaue aus dem Fenster, der Himmel ist mit klaren Sternen übersät, die sich bis zum Horizont erstrecken.

Wir erreichen eine T-Kreuzung, an der Holzschuppen und kleine gemauerte Häuser ein schwaches Licht in die Dunkelheit werfen. Es sind Läden auf bloßem Erdboden. Dunkle Gestalten bewegen sich zwischen ihnen. Wir biegen rechts ab in Richtung Moshi.

»Dies ist eine der besten Straßen des Landes«, erklärt mir mein Vater. »Fast keine Schlaglöcher.« Die Dunkelheit hüllt uns völlig ein. Es gibt so gut wie keinen Verkehr, und Katriina fährt schnell. Die Straße beginnt, kurviger zu werden, und führt bergab in eine Schlucht – die vorderen Scheinwerfer erleuchten steile Felswände auf beiden Seiten.

»Was ist das denn!?«, stößt Katriina aus und tritt die Bremse durch, gleichzeitig reißt sie das Lenkrad herum, um einem großen belaubten Ast auszuweichen, der auf unserer Seite der Straße liegt. Die Bremsen blockieren, der Wagen rutscht auf den Ast und schiebt ihn vor sich her, bis wir zum Stehen kommen.

»Dort hält jemand«, sagt Vater. Ein Stück weiter vorn kann ich undeutlich einen dunklen Kasten erkennen, die Scheinwerfer liefern nur ein diffuses Licht durch das Laub des Asts.

»Straßenräuber?«, fragt Katriina.

»Glaub ich nicht«, erwidert Vater und öffnet die Tür. »Der Ast ist ein tansanisches Warndreieck.« Ich steige ebenfalls aus und helfe ihm, den Ast von der Frontpartie des Wagens zu ziehen, während Katriina zurücksetzt. Wie ich jetzt erkennen kann, handelt es sich bei dem Kasten um einen Lastwagen, der an eine der Felswände geprallt ist und quer auf der Fahrbahn steht – ein großer frischer Zweig steckt an der hinteren Stoßstange. Wir schleppen den Ast wieder an seinen Platz auf der Fahrbahn. Bei dem verunglückten Lastwagen sehe ich niemanden mehr.

»Was glaubst du, ist passiert?«

»Bremsversagen«, meint Vater. »Der Fahrer ist vermutlich gegen den Felsen gefahren, um den Laster zu stoppen.« Wir setzen uns ins Auto.

»Teufel auch!«, schimpft Katriina und schlägt aufs Lenkrad, bevor sie den Gang einlegt und langsam anfährt. Wir kommen gerade so vorbei. Vater dreht sich zu mir um, als die Straße am Fuß der Schlucht wieder flacher wird.

»Am Tag kann man hier unten eine Menge Autowracks sehen.«

Nach zwanzig Minuten erreichen wir den Stadtrand und biegen auf kleinere Straßen ab.

»Wieso riecht's hier so nach Kuhscheiße?«, frage ich.

»Die Massais treiben ihr Vieh hier durch, wenn sie zum Schlachthof auf der anderen Seite der Stadt wollen«, erklärt Vater.

»Jetzt sind wir gleich da«, sagt Katriina und biegt auf einen mit Schlaglöchern übersäten Feldweg, an dem weiß gestrichene Häuser hinter hohen Hecken und Toren liegen.

## Marcus

MARABUSTORCH

»Hej, du da?«, ruft *bwana* Jonas von der Veranda.

»Ja, *bwana*?«, rufe ich von der Hintertreppe an der Küche zurück, wo ich darauf warte, dass Katriina vom Flughafen zurückkommt.

»Bring ein paar Bier!«, befiehlt *bwana* Jonas.

»Sofort«, antworte ich und springe zum Kühlschrank. Die Tochter Solja kommt in die Küche.

»Ich habe Hunger«, sagt sie – in ziemlich gutem Englisch, obwohl diese schwedische Familie erst seit vier Monaten hier ist.

»Ich brate dir gleich ein bisschen Fleisch«, sage ich und laufe mit dem Bier in der Hand auf die Veranda, wo *bwana* Jonas mit seinem neuen Kollegen Askö und seiner Frau aus Finnland sitzt. Ich stelle die Bierdosen auf den Tisch. Askö ist sehr groß und dick, und die Frau, Tita, zwitschert wie ein kleines Vögelchen: »Vielen Dank.«

»Soll ich Solja etwas zu essen machen?«, frage ich.

»Wenn sie Hunger hat«, murmelt *bwana* Jonas mit dieser schwe-

dischen Tabakerde im Mund und zuckt die Achseln, ohne mich anzusehen. Ich laufe zurück in die Küche und lege Hühnchen auf den Grill, der im Freien steht. Die Betreuung des achtjährigen Mädchens ist mein Ticket zu einem guten Leben. Ich bin erst seit zwei Wochen bei dieser Familie, und ich weiß noch nicht recht, was meine Rolle ist. Bin ich jemand, der auf die Kinder aufpasst, oder ist es eher so etwas wie eine Adoption? Das Leben ist eine harte Aufgabe, wenn du deine eigenen Eltern verlassen hast. Ich wende die Hühnchenteile über der glühenden Kohle.

»Magst du Hühnchen?«, fragt mich Solja.

»Ja, tu ich.« Ich liebe Fleisch. Seit meiner Geburt 1965 bin ich im Serengeti Nationalpark eine Art Marabustorch auf der Jagd nach Fleisch gewesen. Mein Vater arbeitete dort, obwohl wir dem Volk der Chagga an den Hängen des Kilimandscharo entstammen – aber wir besitzen kein Land. In meiner Kindheit bin ich fast wie ein wildes Tier und laufe im Staub herum, während die Touristen in kleinen Flugzeugen ankommen, um einen Tag in der Serengeti herumgefahren zu werden. Das Hotel in Nairobi hat ihnen Sandwichpakete mitgegeben – eine große weiße Schachtel aus Karton. Sie werden sich hinsetzen und essen, und wir Schwarzen werden sie dabei beobachten. Wir leben von Maisgrütze und Spinat – und diese Schachteln enthalten weißes Fleisch vom Hühnchen und dunkles Fleisch der Kuh, sie haben herrlich kräftige Brote, einen goldenen Apfel; viel Geschmack. Aber Fleisch ist das Wichtigste – wir hungern nach Fleisch an diesem Fleck der Welt, an dem das Fleisch unbesorgt auf vier Beinen herumläuft. Denn wir dürfen das Fleisch nicht töten, weil die Touristen die Tiere lebend sehen wollen. Wir verfolgen, wann diese *wazungu* mit dem Essen fertig sind, und sobald sie vom Tisch aufstehen, stürzen wir uns auf die Schachteln. Wenn eine Schachtel sehr schlecht ist und wenig drin ist, müssen wir sie teilen oder uns prügeln. Und die Touristen lachen über uns und feuern uns an. Manchmal werfen sie die Hühnchen auf den Boden, so dass sie staubig werden. Wir sollen dann um die Reste kämpfen. Wir können das Hühnchen abspülen, es aber auch staubig essen. Dann wiederum werfen die Touristen das gute Essen in einen Abfalleimer, zu dem die Marabustörche auf Flügeln kommen, um zu fressen. Wir bewerfen die Vögel mit Steinen. Wir kämpfen ums Essen. Die Weißen

machen Bilder von uns, als wären wir seltsame Affen. Wir sind nicht seltsam. Wir sind hungrig.

Der Geruch von gebratenem Hühnchen steigt mir in die Nase. Ich laufe zu der schwedischen Saunahütte neben dem Haus und kontrolliere, ob das Feuer im Ofen gut brennt, damit die Weißen in diesem heißen Land extra schwitzen können. Dann bereite ich Solja den Teller mit Hühnchen, Brot, Butter und Salat, den sie nie isst.

»Und Cola«, sagt sie. Ich nehme eine Cola-Flasche aus dem Kühlschrank und öffne sie für sie. Sie geht mit ihrem Essen auf die Veranda, um den Erwachsenen zuzuhören. Aber was soll ich jetzt machen? Soll ich anfangen, den Rest des Essens zu grillen, damit alles vorbereitet ist, wenn Katriina mit *bwana* Knudsen und seinem Sohn vom Flughafen kommt?

#### DER DÄNISCHE JUNGE

»Danke fürs Essen, Marcus«, sagt Solja. Als braves Mädchen kommt sie mit ihrem Teller in die Küche. Ich nage das letzte Fleisch von den Hühnchenresten – herrlich fett. Bis vor zwei Wochen habe ich bei Moshis lutheranischem Pastor gewohnt, der mich zur Arbeit auf seinem Feld zwang. Ich habe diesen Schweden erzählt, ich hätte keine Eltern – sie sind durch eine Krankheit und einen Verkehrsunfall gestorben. Es ist sicherer zu lügen; vielleicht verstehen die Weißen nicht, dass Eltern so schlecht sein können, dass es besser ist, wenn sie tot sind.

Am Tor hupt ein Auto, der Wachmann läuft hin. Katriina kommt mit *bwana* Knudsen und seinem Sohn. Er ist so groß wie ich und sehr still; nicht dieser wilde Blick wie bei Mika, der in die Stadt gegangen ist, angeblich, um ins Kino zu gehen. Dieser dänische Junge ähnelt meinem deutschen Freund aus der Kinderzeit in der Serengeti, Gerhard.

Ich rufe das Hausmädchen aus der Dienstbotenwohnung, dem Ghetto, das wir uns teilen. Sie soll mir in der Küche helfen, damit die Weißen essen können. Ich lege mehr Fleisch auf den Grill und trage Getränke auf die Veranda.

»Cola?«, frage ich *bwana* Knudsens Sohn und reiche ihm eine Flasche.

## Christian

Katriinas Mann heißt Jonas. Er sitzt mit Asko, einem dicken Finnen, und seiner kleinen Frau Tita auf der Veranda. Sie unterhalten sich in einer merkwürdigen Sprache, von der ich überhaupt nichts begreife.

»Verstehst du, was wir sagen?«, fragt Katriina mich langsam auf Schwedisch. Ich schüttele den Kopf.

»Schwedisch mit finnischem Akzent«, erklärt Vater und lacht. Ein junger schwarzer Bursche taucht auf der Veranda auf, reicht mir eine Cola und geht wieder.

»Ist das euer neues Kindermädchen?«, erkundigt sich Vater.

»Keine Ahnung, was er ist«, antwortet Jonas.

»Sag doch nicht so etwas«, widerspricht Katriina. »Marcus ist sehr hilfsbereit und bekommt lediglich Kost und Logis.«

»Und Schulgeld«, murmelt Jonas.

»Das ist Kleingeld«, erwidert Katriina.

»Marcus ist mein Freund«, sagt ein kleines Mädchen, das in der Verandatür erschienen ist – Solja.

Kurz darauf bringen Marcus und ein schwarzes Mädchen das Essen. Das schwarze Mädchen ist jung und sagt kein Wort, sie hat sich ein farbenprächtiges Stück dünnen Stoff umgebunden. Wir essen auf der Veranda, mit den Tellern auf dem Schoß. Die Erwachsenen trinken Bier und rauchen Zigaretten. Die Zikaden singen, Fledermäuse fliegen durch die Luft.

»Die Sauna ist bereit«, erklärt Katriina. Alle reden und lächeln, als sie sich erheben – auch Vater. Sie gehen ins Wohnzimmer.

»Sauna?«, frage ich Vater.

»Schweden und Finnen müssen immer in die Sauna. Komm mit.«

»Ich will nicht in die Sauna«, sage ich und bleibe sitzen. Er schaut mich einen Moment an. Auf der dunklen Veranda kann ich seinen Blick nicht deuten.

»Okay«, sagt er und geht den anderen nach. Solja ist verschwunden, vielleicht hat man sie ins Bett gebracht. Ich schaue ins Wohnzimmer. Sie ziehen sich aus. Ich sehe Askos Pimmel unter dem gewaltigen Bauch und schaue weg. Bizarr. Ich sehe wieder hin. Vater bindet sich ein Handtuch um und geht zur Sauna, die an die Rückseite des Hauses



gebaut ist. Was hat Vater wohl in den fünf Jahren gemacht, in denen er ohne Mutter in Fernost eingesetzt war? Ist er früh zu Bett gegangen?

Asko hat seine Zigaretten auf dem Tisch liegen lassen. Ich habe letztes Jahr angefangen zu rauchen, mit ein paar anderen, die sich vom Rest der Klasse absondern wollten. Ich schaffe es, nachts um drei aufzuwachen. Dann schleiche ich zum Kaufmann, werfe ein paar Münzen in den Automaten, der vor dem Laden hängt, und ziehe eine Zehnerpackung Prince. Wenn der Schacht offen ist, sind meine Hände gerade schmal genug, um die Finger hineinzustecken und die nächste Packung zu fassen und herauszuziehen; ich kann eine ganze Säule zum Preis von einer Schachtel bekommen. Vielmehr, ich konnte es. Ich habe keine Ahnung, wo man hier Zigaretten herbekommt. Askos Zigaretten heißen Sportsman. Es ist ruhig – alle sind in der Sauna. Soll ich mir eine nehmen? Ich traue mich nicht. Ich wünschte, Mutter wäre hier.

Vor einem Jahr waren meine Eltern kurz davor, sich scheiden zu lassen. Eines Abends kam meine Mutter noch spät in mein Zimmer, ich lag bereits im Bett. Als sie dachte, ich würde schlafen, hatte es am Telefon jede Menge Streit mit Vater in Singapur gegeben. Mutter setzte sich zu mir auf die Bettkante.

»Christian, ich muss etwas Ernstes mit dir besprechen«, hatte sie gesagt.

»Wollt ihr euch scheiden lassen?«

»Nein«, sagte Mutter und sah mich an, doch dann wandte sie den Blick ab, hielt sich eine Hand vor den Mund, schluckte. »Nein«, sagte sie noch einmal. Ich wusste, sie wollten sich scheiden lassen.

»Wo soll ich dann wohnen?«

»Wir werden uns nicht scheiden lassen – ich bin schwanger«, sagte Mutter und lächelte so eigenartig. Als mein Vater irgendwann einmal betrunken war, hatte er zu mir gesagt, bei deiner Mutter sind die Leitungen nicht in Ordnung. Sie kann nicht mehr schwanger werden.

»Schwanger?«

»Ja, du bekommst einen kleinen Bruder oder eine kleine Schwester.«

»Kommt Vater nach Hause? Und wohnt hier?«

»Ganz bestimmt«, versprach Mutter.

»Okay.«

»Freust du dich denn nicht?«, wollte sie wissen.

»Doch«, erwiderte ich. Vater würde zurück nach Køge kommen und für Mærsk an der Esplanade in Kopenhagen arbeiten. So war der Plan. Ich wollte es erst einmal sehen.

Mutter organisierte ein Fest für den Tag, an dem er landen sollte. Am Tag zuvor höre ich sie ins Telefon schreien: »Wir sind geschieden. Schon seit Langem. Wenn du nicht mit uns zusammen sein willst, verkaufe ich das Haus und schicke dir die Hälfte des Geldes. Ich habe einfach keine Lust mehr.« Dann eine Pause – in Singapur erwidert Vater etwas, während ich meine Tür rasch einen Spalt weit öffne. Nun redet Mutter wieder, ganz ruhig: »Entweder du erscheinst, oder ich bin fertig mit dir.« Sie legt auf und kommt zu mir herein, um Gute Nacht zu sagen. Ich frage erst, als sie das Zimmer verlässt:

»Kommt Vater nicht zu dem Fest morgen Abend?«

Sie bleibt stehen und dreht sich um.

»Ich weiß es nicht«, sagt sie und geht. Kurz darauf höre ich, wie sie das Auto anlässt. Als ich zwölf Jahre alt war, begann sie mit den Nachtwachen; ich kann durchaus allein zu Hause bleiben. Ich stehe auf, gehe vor die Tür und rauche eine Zigarette. Dann blättere ich in dem Heft am Telefon. Taste die vielen Ziffern ein.

»Knudsen speaking«, knistert es aus Singapur.

»Vater?«

»Christian! Weißt du, wie spät es hier ist?«

»Kommst du nach Hause?«

»Wo ist Mutter?«, will er wissen.

»Arbeiten«, sage ich. Er seufzt.

»Es ist etwas dazwischengekommen. Ich kann erst in ein paar Tagen fliegen. Es tut mir leid, Christian.«

»Nein«, sage ich.

»Christian. Deine Mutter ist ...« Er hält inne.

»Du hast gesagt, du würdest kommen.«

»Das lässt sich nicht machen.«

»Aber ...«

»Ich komme, so schnell es geht.«

»Wiedersehen«, sage ich und lege auf. Meine Hand zittert.

Am nächsten Tag veranstaltete Mutter das Fest. Sie tanzte mit einem groß gewachsenen Arzt – ich hasste sie deshalb. Vater trat in die Tür. Ich schaute ihn an, er schaute sie an. Er hatte es geschafft. Er hob die Hand und lächelte. Sie blickte ihn an und tanzte weiter. Sie war schwanger, allerdings konnte man es noch nicht sehen. Wieso tanzte sie noch immer mit diesem Arzt, obwohl Vater gekommen war? Der Arzt bemerkte meinen Vater und blieb stehen, ließ sie los. Sie schenkte dem Arzt ein Lächeln und sah Vater mit einem leeren Blick an, ohne sich von der Stelle zu rühren. Er blieb an der Wohnzimmertür stehen, er hatte noch immer seinen Mantel an. Ich lief auf ihn zu.

»Vater«, rief ich.

»Christian«, sagte er und hob mich in die Höhe, obwohl ich dafür inzwischen zu alt war. Mutter kam auf uns zu.

Jetzt soll ich mit ihm einige Monate zusammenwohnen, bis meine Mutter nachkommt. Ich kenne den Mann eigentlich nicht. Und wenn Mutter mit meiner kleinen Schwester kommt, wollen wir wie eine richtige Familie leben.

Ich höre ein Juchzen von der anderen Seite des Hauses. Ich stehe auf, gehe ein paar Schritte ins Wohnzimmer und schaue durch die Glas-scheibe der Hintertür. Katriina hüpfte auf die Rasenfläche. Ihre vollen Brüste wippen, die Warzen sind ganz dunkel. Vater tritt mit einem Gartenschlauch in der Hand aus der Sauna. Der Wasserstrahl trifft Katriina, die stehen geblieben ist, schwer ausatmet und sich ein wenig schüttelt. Sie steht ruhig da und lässt sich bespritzen – ich kann den großen dunklen Busch zwischen ihren Beinen sehen. Der Wasserstrahl trifft ihren Oberkörper, sie dreht sich darin. Ich schaue auf meinen Vater, er lächelt und hält sich den Schlauch über den Kopf, so dass das Wasser über seinen nackten Körper fließt.

Bevor sie mich entdecken, gehe ich rasch wieder auf die Veranda und bleibe dort sitzen.

»Komm raus, Christian«, ruft Vater von der anderen Seite des Hauses.

»Wieso?«, rufe ich zurück.

»Keine Angst, niemand von uns ist mehr nackt.« Ich gehe hinaus. Sie sitzen auf Bänken um einen Tisch, der auf einem kleinen eingezäunten

Gelände direkt vor der Sauna steht. Die Männer haben sich Handtücher um den Leib gewickelt, die Frauen sind eingehüllt in bunte Stoffe, die aussehen wie die Kleidung des schwarzen Hausmädchens. Katriina sitzt neben Vater. Sie greift nach seiner Hand.

»Ich freue mich, dass deine Frau mit eurer kleinen Tochter kommt«, sagt sie.

»Wieso?«, fragt Vater.

»Weil ich auch schwanger bin«, antwortet Katriina. Tita seufzt und sieht traurig aus. Sie blickt zu Boden. Ich schaue ihren Mann an, Asko. Er verzieht mürrisch das Gesicht. Vielleicht wäre sie auch gern schwanger.

»Herzlichen Glückwunsch«, sagt Vater. »Wann fliegst du zurück nach Schweden?«

»Ich bekomme es im KCMC«, erwidert Katriina. »Dort gibt es viele weiße Ärzte.«

Asko und Jonas unterhalten sich auf Schwedisch. Tita sagt kein Wort. Ich schaue Jonas an. Er stopft sich Snus hinter die Oberlippe, verschiebt es mit der Zunge und richtet seinen Blick auf irgendetwas in der Dunkelheit. Ich wende den Kopf und folge seinem Blick. Es ist das Hausmädchen. Sie steht vornübergebeugt an der Ecke des Hauses und scheuert einen der Grillroste; dabei streckt sie den Hintern heraus, der bei ihren Bewegungen mitwippt.

»Was schaust du dir denn da an?«, fragt Vater und grinst. »Findest du sie hübsch?«

»Ich weiß nicht.« Ich sage nicht, dass ich mir nur angesehen habe, was Jonas sich angesehen hat, sondern stehe auf und gehe in den Garten.

»Wo willst du hin?«, erkundigt sich Vater.

»Ich will mich nur ein bisschen umsehen.«

»Komm mir nicht abhanden.«

## Marcus

### MEIN MZUNGU

Alle *wazungu* sind nackt in die Sauna gegangen – ein großes Theater von rosa Fleisch. Katriina kommt ins Haus.

»Marcus, putzt du bitte Solja die Zähne?«

»Mach ich.« Katriina geht wieder zu dem Saunafest.

»Aber Mama soll das machen«, sagt Solja, die acht Jahre alt ist – eigentlich groß genug, um sich selbst die Zähne zu putzen. Hinterher geht sie in ihr Zimmer. Und ruft sofort: »Ich kann meinen Schlafanzug nicht finden.«

Ich gehe ins Zimmer. Der Schlafanzug ist im Schrank, direkt vor ihrer Nase, aber das Kind fordert Aufmerksamkeit, also muss der Neger springen. Solja zieht sich ihren Schlafanzug an.

»Gute Nacht«, wünsche ich und will gehen.

»Ich kann nicht schlafen, Marcus«, sagt sie. »Sie sind so laut.« Das stimmt, denn nun sitzen sie auf der kleinen Holzterrasse und reden, trinken, schreien. »Kann ich unten bei dir schlafen?«

»Nein, das geht nicht.« Wie wird *bwana* Jonas reagieren, wenn Solja in meinem Ghetto schläft? Ich glaube, er will, dass Weiße und Schwarze getrennt bleiben. Ich gehe ans Bett und hebe die Bettdecke hoch, damit sie sich hinlegt, dann streiche ich ihr übers Haar.

»Du musst mir eine Gute-Nacht-Geschichte erzählen.«

»Okay.« Ich lege mich neben sie ins Bett, und sie legt ihren Kopf an meine Schulter. Was kann ich erzählen? Vom Marabustorch in der Serengeti? Von der Sklavenarbeit für den Pastor? Vom Stock des Lehrers in der Schule? Nein, ich muss mir eine andere Geschichte ausdenken.

»Erzähl schon«, sagt Solja neben mir im Bett. Also erzähle ich ihr von Bob Marley: dass sein Vater ein Weißer war, der sich ziemlich schnell aus dem Staub gemacht hat, dass die Mutter schwarz war und Bob in Armut aufwuchs, nach Kingston in Jamaica kam und über die Freiheit gesungen hat. Leise singe ich: »Won't you help to sing, these songs of freedom, 'cause all I ever had, redemption songs.«

»Das ist ein schönes Lied«, murmelt Solja. Ich erzähle ihr von den Nachkommen der afrikanischen Sklaven auf Jamaica und deren Rastafari-Religion. Gott nennen sie Jah, eine Abkürzung von Jehova aus der Bibel. Die Religion wurde nach dem äthiopischen Kaiser Haile Selassie benannt, dessen Taufname Ras Tafari war. Sie betrachten den Kaiser als Gottes Inkarnation auf Erden, weil Haile Selassie das Oberhaupt des einzigen afrikanischen Staats gewesen ist, der vollkommen

unabhängig von den Weißen war. Die Rastafari akzeptieren den Tod von Haile Selassie nicht.

Solja atmet ruhig, aber noch ist es zu früh, sich zu bewegen, sie könnte aufwachen. Dieses kleine Mädchen ist sehr wichtig, ich muss auf sie aufpassen.

Mein erster *mzungu* ist Gerhard aus Deutschland gewesen, seine Eltern erforschten Wildtiere. Wir wohnten in Seronera, und alle Kinder spielten zusammen, schwarze und weiße. Gerhard ist wie ich, bis auf die Haut. Seine Haut ist hinter Turnschuhen, blauen Jeans und einer Jeansjacke so gut wie unsichtbar. Meine Haut ist draußen. Ich habe nur alte Schulshorts und ein zerschlissenes T-Shirt, das ich von Gerhard geerbt habe und das BAYER heißt. Wir Kinder langweilen uns, denn Seronera besteht nur aus einer kleinen Ansammlung von Gebäuden, die vom Serengeti Nationalpark umringt werden.

»Was wollen wir machen?«, fragt Gerhard.

»Wir können Fußball spielen«, schlage ich vor.

»Na ja, aber wir sind nicht genug für zwei Mannschaften«, sagt er. Ein englischer Junge hat einen Vorschlag:

»Wir gehen einfach rüber ins Dorf, da sind jede Menge Kinder.« Er meint das Dorf, in dem die Parkwächter mit ihren Familien wohnen. Aber zuerst muss man über ein Stück Grasland.

»Das dürfen wir nicht, es ist gefährlich«, sagt Gerhard.

»Ich habe keine Angst vor den Tieren«, erklärt der Engländer. »Eher machen sich die Tiere Sorgen, wenn sie so viele auf zwei Beinen sehen.«

»Was sagst du, Marcus?«, fragt Gerhard.

»Ich bin die Tiere gewohnt«, sage ich. Sieben Kinder gehen los, *waafrika*, deutscher *mzungu*, englischer *mzungu*, wir fragen die Erwachsenen nicht, wir beeilen uns. Dann bebt die Erde – es ist das dumpfe Donnern von Hufen. Gerhard ist neben mir.

»Nashorn!«, schreit er. Das Vieh ist in voller Fahrt. Wir rennen in alle Richtungen, Gerhard auf die eine Seite, ich auf die andere. Bei einem Nashorn soll man stehen bleiben, das wissen wir. Ein Nashorn hat schlechte Augen, es kann nur Bewegungen sehen. Wenn wir still stehen, können wir zu einem Baum werden. Wenn es auf mich zu-

stürmt, werde ich im letzten Moment springen, kurz vor dem glühenden Horn. Das Nashorn wird weiterlaufen und nicht verstehen, wieso die Bahn frei ist. Wenn ich zu früh springe, kann es noch die Richtung ändern. Aber kannst du still stehen bleiben, wenn die Erde bebt und du ins Angesicht des Todes starrst? Wir verteilen uns, das Nashorn schwenkt mit gesenktem Kopf um; es ist Gerhard – aufgespießt. Das Biest wirft ihn in die Luft, er fliegt und landet wie ein Sack Reis auf der Erde. Das Nashorn trottet davon. Wir laufen zu Gerhard, ein großes Loch ist in seinem Bauch, blutig, mit weißen Dingen, die herausquellen – vielleicht von dem Hühnchen, das er heute in der Schachtel bekam, als er so tat, als hätte er Hunger.

»Tragt ihn zurück, ich hole Hilfe!«, ruft der Engländer und rennt durch das Gras davon. Zusammen mit den anderen *waafrika* trage ich Gerhard zurück, er ist jetzt noch weißer geworden.

»Marcus«, sagt er. »Du musst mich hier sterben lassen.«

»Nur ruhig ... das ist nur ein kleines Loch«, sage ich. Aber das Loch ist groß.

Die Erwachsenen kommen mit dem Land Rover, aber das Auto macht es auf der löchrigen Piste noch schlimmer, Gerhard wird ohnmächtig. Glücklicherweise gibt es ein Touristenflugzeug, ein kleines. Sie tragen ihn hinein, es hebt ab. In der Luft über Arusha ist er tot. Wer bekommt nun Gerhards besondere Schuhe mit Stollen, um Fußball zu spielen? Ich. Gerhards Vater und Mutter wollen Besuch, sie haben zwei kleine Mädchen, doch ich kann die Rolle des Jungen spielen, obwohl der tot in der Erde liegt.

Schon bald trage ich Gerhards Sachen, und mein Vater wird wütend. Er meint, ich lasse meine eigene Familie im Stich, um für immer bei den Weißen zu wohnen. Mein Vater schlägt mich so hart, dass ich sicherheitshalber zu Gerhards Mutter laufe und adoptiert werde, in ein weißes Leben in der Familie meines toten Freundes.

Gerhards Eltern sind merkwürdig, finde ich. Alle Früchte müssen mit Sulfonamid abgebürstet werden, und alles Gemüse muss in Chlorwasser gespült werden, das ekelhaft stinkt, sonst ist es zu gefährlich für den weißen Magen. Die Frau trinkt den ganzen Tag Kaffee und liest Bücher. Sie hat *waafrika* für alles: zum Wäschewaschen, Saubermachen, Essenkochen. Aber sie bezahlt einen viel zu hohen Lohn



Jakob Ejersbo

**Liberty**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 864 Seiten, 15,0 x 22,7 cm  
ISBN: 978-3-442-75286-7

btb

Erscheinungstermin: Oktober 2011

Die große Afrika-Trilogie des Dänen Jakob Ejersbo

**TANSANIA IN DEN ACHTZIGER JAHREN:** Christian ist der Sohn dänischer Eltern, die in Afrika als Entwicklungshelfer arbeiten und deren Ehe unter großen Spannungen leidet. Er fühlt sich zunehmend allein gelassen und freundet sich in seiner Not schließlich mit Marcus an, einem schwarzen Jungen aus einer noch problematischeren Familie. Die Dinge spitzen sich zu, als die Streitigkeiten seiner Eltern immer schwerwiegender werden und seine Schwester bei einem Autounfall ums Leben kommt. Er sucht Trost und Halt in seiner Freundschaft zu Marcus, aber auch hier läuft nicht alles so wie gedacht: Der weiße Junge wünscht sich nichts sehnlicher, als schwarz zu sein – und der schwarze Junge nichts mehr, als ein Weißer zu sein ...

 [Der Titel im Katalog](#)